

Psycho-News-Letter Nr. 6

Michael B. Buchholz
Mitte März 2003

VORBEWUBTES WISSEN UND DIE DIAGNOSE

Die Affektforschung hat uns in den letzten Jahren außerordentlich beschäftigt. Wir haben gelernt, auf die feinen Synchronisierungen der affektiven Displays im Dialog zweier Gesprächspartner sorgfältig zu achten, uns fällt auf, wenn Gruppenteilnehmer sich im gleichen Augenblick zu kratzen beginnen, wir sehen, wenn Gesprächsteilnehmer nach Beendigung einer Bemerkung die Beine übereinander legen als wollten sie den Abschluß ihrer Äußerung auch körperlich deutlich machen, wir haben manchmal das Gefühl, wie einer seine Rede mit den Händen begleitet, das „passt nicht“.

Erstaunliches ist bei diesen Forschungen zur Sprache gekommen. Heller und Haynal (1997) hatten dies am Beispiel von Therapeuten gezeigt, die 59 Patienten nach einem Suizidversuch interviewten. Sie sollten dann *verbale* Einschätzungen über das weitere Suizid-Risiko ihrer Patienten abgeben. Die Trefferquote erwies sich dabei als nicht besonders gut. Untersucht man aber die *Mimik des interviewenden Therapeutengesichts* mit dem „Facial Action Coding System“ (FACS) von Ekman und Friesen, wurden 81% der Patienten korrekt klassifiziert. Bei diesen Patienten zogen Therapeuten weit häufiger die Stirn kraus, suchten häufiger Blickkontakt und hatten generell mehr expressive Tätigkeit ihrer Gesichtsmimik – ein dramatischer Befund!

Krause (1992) stellte fest, daß Therapeuten, die sich in ihrer Gesichtsmimik vom Patienten „steuern“ lassen, also affektiv „mitgehen“, die den Affektausdruck des Patienten sozusagen nur „kopieren“, schlechtere Behandlungsergebnisse haben als jene, die im Affektausdruck differenzierter und teils auch konträr zum Patienten reagieren. Ihre Interaktion ist bestimmt von der Metaphorik, wonach Therapeuten „spiegeln“. Hier ist die empirische Forschung Korrektiv. Hilfreicher ist, wenn Therapeuten Differenz aufbauen, nicht selbst „Traurigkeit zeigen“, wenn der Patient traurig ist, sondern neutral bleiben oder sogar verborgene Aspekte des gezeigten Gefühls ansprechen. Die Prognose über den Erfolg, sofort nach dem

videografierten Erstinterview getroffen, zeigt sich interessanterweise an einem unerwarteten Ort: auf dem Gesicht des Therapeuten! „Das heißt, unsere Therapeuten haben ganz unabhängig von ihrer theoretischen Orientierung bereits in der 1. Stunde ein *vorbewusstes Wissen* über das Misslingen, das sich unbewußt daran aufhängt, inwiefern sie selbst in der 1. Stunde einen einzigen mimischen Affekt haben“, formuliert Krause. Das bedeutet also, daß wir mittlerweile ganz gut wissen können, daß Diagnostik mehr und anderes ist, als Merkmale bei einem Patienten abzuklopfen. Es geht um ein „vorbewusstes Wissen“, um einen vor- oder

Die hier besprochene Literatur:

Feldman, S.S. (1959) Mannerisms of Speech and Gestures in Everyday Life. New York, International Universities Press

McNeill, D. (Ed.) (2000) Language and Gesture. Cambridge, Cambridge Universities Press

Bremner, J., Roodenburg, H. (Ed.) (1991) A Cultural History of Gesture. From Antiquity to the Present Day. Cambridge, Polity Press

Schmitt, J.C. (1992) Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter. Stuttgart, Klett-Cotta

Heller, M. und V. Haynal (1997): A doctor's face: Mirror of his patient's suicidal projects. In: Guimon, J. (Hg.): The Body in Psychotherapy, Basel (Karger)

Goodwin, C. (2000): Die Ko-Konstruktion von Bedeutung in Gesprächen mit einem Aphasiker. Psychother. Soz., 2, 224-246.

sogar unbewussten Kontakt und den hat die empirische Forschung deutlich erwiesen.

Mehr als uns lieb ist, mehr als wir selbst bemerken, mehr als unser „rationalistisches Vorurteil“ zulässt, sind wir von Gesten und Mimik bestimmt – und bestimmen unsererseits das Geschehen in Interaktionen.

DER KÖRPER TEILT SICH MIT

Man kann an diesen Forschungen sehen, wie sehr der Körper und seine (Ent-)Äußerungen in den Fokus der Aufmerksamkeit des

wissenschaftlichen Interesses geraten ist; nicht nur Neurowissenschaftler wie Edelman und Tononi interessieren sich nachhaltig dafür. Natürlich hat es in den Sozialwissenschaften eine Beschäftigung mit dem Körper als Mitteilungsorgan längst seit vielen Dezennien gegeben, die leider auch von der psychosomatischen Medizin nur ganz am Rande wahrgenommen worden ist. Die Beiträge von Hellmuth Plessner sind hier nur beispielhaft zu nennen, etwa sein Buch über das Lachen.

Aber die frühen Psychoanalytiker und Psychotherapeuten haben doch ihre Aufmerksamkeit nicht auf diese Dinge zu richten vergessen. Oft lohnt es deshalb, die älteren Texte erneut zur Hand zu nehmen und sie mit neueren zu vergleichen. Feldman war Professor der Psychiatrie in Rochester und wie es dem damaligen Geist in den USA noch entsprach, grundlegend psychoanalytisch orientiert. Klinische Erfahrung brachte ihn zu der Überzeugung, daß der neurotische Kernkonflikt eines Patienten durch eine charakteristische, eigenartige Geste in prägnanter Form zur Darstellung gebracht wird und so widmete er dieses Buch den Manierismen. Es ist als Materialsammlung ein vergessener Klassiker. Unterschieden werden Manierismen der Sprache und der Gesten. Das Inhaltsverzeichnis ist hoch interessant. Da findet sich als Überschrift eine Beschreibung wie „Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber...“ oder die Bemerkung „Ich hab’ doch nur Spaß gemacht“ oder die rhetorische Wendung „Und wissen Sie was dann passiert ist?“ Bei den körperlich ausgedrückten Manierismen werden charakteristische Kopfbewegungen, das Streichen durch die Haare, Ausdruck von Ekel oder Missbilligung, Räuspern, Hochziehen der Schultern, das Zusammenlegen der Hände usw. beschrieben. Feldman sieht hier persönliche Ausdrucksmomente, die er in Fallbeispielen

illustriert – ein Fall Kasuistiken, die auch heute nichts an Überzeugungskraft eingebüßt haben. Ein Fundus, wenn sich die neuere klinische Aufmerksamkeit dem Ausdrucksverhalten des Körpers zuwendet.

Harvey Sacks ist der „Erfinder“ der Konversationsanalyse. Diese Forschungsrichtung interessiert sich dafür, was Menschen eigentlich tun, wenn sie im Gespräch sind: wie schaffen sie es, ein Gespräch zu beginnen? Wie wird eigentlich eine Telefonat beendet? Woher weiß man, daß jemand bereit wäre, eine Frage zu beantworten? Was eigentlich muß ein Dritter tun, wenn er sich in das Gespräch von zwei anderen einschalten will? Usw. Kurz, die **Grundüberzeugung** der Konversationsanalyse ist, daß Menschen durch diese Abwicklungen ihrer Konversationen ihre Gesellschaftlichkeit beständig *vollziehen*. Das wird natürlich interessant, wenn man mit Sacks die Frage stellt, „How To Do Being Normal“ – was muß jemand also *tun*, um als normal zu gelten. Es genügt z.B., eine Frage mit nur einer 5-sekündigen Verzögerung zu beantworten, einen Busfahrer zweimal nach dem gleichen Weg zu fragen – und man hat eine gute Chance, daß an der eigenen Normalität erheblich gezweifelt wird. Sacks ist durch einen Autounfall in den 1970er Jahren ums Leben gekommen; seine Vorlesungen wurden von Gail Jefferson als „Lectures on Conversation“ herausgegeben. Sacks hat ganze Generationen von Sozialwissenschaftlern in den USA nachhaltig beeinflusst.

Feldman ist aber nicht nur an der körperlichen Darstellung neurotischer Konflikte interessiert. Seine Beobachtungen lassen ihn den individualisierenden Fokus überschreiten und sowohl Situationen als auch konversationelle features in den Blick nehmen. Etwa, wenn er fast wie **Harvey Sacks** in seinen Überschriften Dialoge präsentiert: „You are nervous“ – „I am nervous?“ Das sind uns wohl vertraute konversationelle Partikel, in denen die Techniken, einen anderen zu stigmatisieren, ihm Kontrollverlust oder Schwäche zu attestieren deshalb gelingen, weil schmähende Unterstellungen als Ressource in der sozialen

Umwelt verfügbar sind. Ressource bedeutet: es wird die Unschärfe eines Wortes wie „nervös“ benutzt, um einen kleinen Vorteil zu erlangen. Denn es ist oft schwer zu unterscheiden, ob jemand nervös ist oder es eilig hat. Erst durch die Zuschreibung wird dann ein soziales Ereignis hervorgebracht, das nicht unbeträchtliche Wirkungen hat. Solche Zuschreibungen bzw. Unterstellungen funktionieren, weil sie vielleicht stimmen und weiter, daß einer sich entlasten kann, indem er die Nervosität auf den anderen projiziert „because it gives him superiority“ (124). Hier werden soziale Konversationstechniken mit individuellen Motiven und Konfliktbewältigungen auf eine höchst interessante Weise verbunden.

Der Psycholinguist McNeill arbeitet in Chicago seit Jahren an der Verbindung von Sprache, Kultur und Kognition; riesige

Themengebiete, die nur zugänglich werden, soweit sie empirisch und theoretisch „kleingearbeitet“ werden können. Das Buch versammelt die Befunde führender Forscher, die sich auf einer von McNeill einberufenen Konferenz über „Gestures Compared Cross-Linguistically“ getroffen und ausgetauscht haben.

Auch wenn man, wie der Herausgeber einleitend feststellt, nicht zu sagen brauche, was eine Geste sei, muß man das doch abgrenzen. Gesten werden von Pantomimen und von den Handbewegungen unterschieden, wie sie Taubstumme praktizieren. Aber Gesten können auch als begleitende Kontinua des „normalen“ Sprechens beschrieben werden und dann eignet ihnen imaginative Qualität. Wir „deuten“ auf den „Punkt“, „unterstreichen“ das Gesagte, akzentuieren Gegen-Sätze mit der rechten oder linken Hand usw. Der Beitrag von Sotaro Kita zeigt, wie „repräsentationale Gesten“ unverzichtbare Hilfen in der Konversation sind gerade weil sie keine kontextfreie Bedeutung haben. Embleme hingegen wie der berühmte hochgereckte Mittelfinger, das Winken mit einer halb erhobenen Hand oder das „Vogelzeigen“ haben relativ feststehende, klischeeartige Bedeutungen. Aber ihre Bedeutung kann auch ironisch verwandelt oder überspielt werden. Man kann sie mehr oder weniger wohlgeformt ausführen und ihre Konventionalität betonen oder aufsprengen.

Wie werden Gesten also ausgeführt, in welchem Verhältnis stehen sie zur Sprache und wie stellt sich das im interkulturellen Vergleich dar? Der erste Teil mit Beiträgen von Haviland, Kendon, Goodwin u.a., analysiert im Sinne der Konversationsanalyse Gesten als Teil sozialer Interaktion, der zweite Teil schließt an die Beobachtungen von Feldman an, ohne ihn allerdings zu erinnern oder auch nur zu erwähnen, an und sieht Gesten als „window into the mind“. Alle Autoren betonen, daß es keinen tiefen Gegensatz zwischen beiden Zugängen geben kann, wenn man Gesten angemessen verstehen will. So setzt sich der „interaktionistische“ Ansatz von Goodwin die interaktive Konstruktion der Kognition zum Thema, verbindet also Seelisches und „Beziehung“ – fraglos von nachhaltigem Interesse für psychotherapeutische Leser. In der Zeitschrift „Psychotherapie und Sozialwissenschaft“ konnte man einen deutschsprachigen Aufsatz von Goodwin zur Interaktion eines Aphasikers mit einer

Pflegeperson dazu genaueres lesen; hier findet man weitere Analysen mit einem anderen Aphasiker. Sozialwissenschaftliche und klinische Problemzugänge begegnen sich in fruchtbarer Weise.

Der dritte und vierte Teil des Buches beschäftigen sich mit Fragen der Modellbildung von Gestenproduktion; soweit Kreativität von Sprachproduktion und körperlichem Verhalten angesprochen ist, erwacht das psychotherapeutische Interesse besonders. Die Planung einer sprachlichen Äußerung sieht McNeill von einem „growth point“ ausgehen, einer im Sinne Vygotskys „minimalen psychologischen Einheit“, worin „an image and a linguistically codified meaning category“ (S. 313) verbunden werden. Mentales Bild und sprachliche Kategorie müssen miteinander verknüpft werden. „Growth“ wird dabei durchaus im Psychotherapeuten vertrauten Sinn verwandt (wie der Autor betont, S. 314) und in aller Detailliertheit die kreative Produktion analysiert. Kontext ist wegen seiner Unvorhersagbarkeit keineswegs umstandslos verfügbar, auf ihn muß zugegriffen und er dadurch konstruiert werden und das tut die körperliche Geste. Diesen Zugriff jeder sprachlichen Äußerung, selbst der unscheinbarsten grammatischen Einheit, auf Inhalte von außerhalb der eigenen Struktur, nennt McNeill „catching“. Gemeint ist etwa, wenn wir im Alltag sagen: „Guck mal hier“ und mit dem „hier“ auf etwas gestisch verweisen, was sprachlich nicht erscheint. Das hätte ernste Konsequenzen; hier wird erkennbar, daß der Verzicht auf videographiertes Material etwa in der Analyse von Therapiesprächen Bedeutungsverluste impliziert, deren Umfang gar nicht eingeschätzt werden kann. Und auch in anderer Hinsicht gibt die Beschreibung des

Konsequenzen:

Wenn man die Feinheiten des interaktiven Austauschs ignoriert, handelt man sich massive Bedeutungsverluste ein. Wenn also die empirische Forschung in der Psychotherapie ihre Fragebögen anwendet, oder wenn sie drei Minuten einer Psychotherapiesitzung Studenten zum Anhören gibt, die auf dieser Basis die ganze Stunde evaluieren sollen, dann weiß diese Art von Forschung nicht einmal, was ihr entgeht. Macht man sich das klar, dann wird auf eine interessante Weise unverstündlich, warum diese Forschung eigentlich „empirisch“ heißt – sie läßt sozusagen das Wichtigste weg und weiß das nicht einmal!

„catchments“ zu denken: Hermeneutik analysiert schon produziertes Material; dem geht aber eine kreative Produktion voraus, die Verbindung von seelischem Wachstum und Zugriff auf interaktive Ressourcen.

Während Feldman einen inneren Konflikt in gestischer Darstellung beobachtet, die Autoren des McNeill-Bandes das Wechselspiel von interaktiver Ressourcennutzung, sprachlicher Verfügung und kognitiv-kreativen Potentialen in den Blick nehmen und die übliche „Innen-Außen-Trennung“ nachhaltig zu überwinden ansetzen, bringt der Band von Bremmer und Roodenburg ein weiteres Moment ins Spiel: die historische Verankerung des Körpers und seiner Gesten in seiner Kultur, also einem anderen relevanten Kontext.

Wie bei McNeill wird mit der Frage begonnen, was eine Geste sei, doch fällt die Antwort anders aus: Eine Geste, das ist ein Schlüssel zum kulturellen Code. Das knüpft an Norbert Elias an. In Anstandsbüchern wird empfohlen, auf Körperbewegungen zu achten, denn „You may read their birth on their faces“, so ein William Darrell zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Man betrachtet Gesichter, nicht aber um Emotionen („innen und tief“) zu erforschen, sondern um etwas über „Geburt“, d.h. den sozialen Stand, Abkunft und Herkunft („Außen und an der Oberfläche“), in Erfahrung zu bringen. Die Differenz beider Sichtweisen macht den Wandel der historischen Zeit sehr prägnant. Wie ungemein einflussreich das „Äußere und Oberflächliche“ waren, kann man daran ermessen, daß die Verhandlungen zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges sich zwei Jahre lang mit Protokollfragen beschäftigten. Welcher der Fürsten hat mit welcher Bekleidung und welchem Gefolge das Verhandlungszimmer in welcher Reihenfolge zu betreten und wie tief muß er sich vor anderen verbeugen oder welche Verbeugungstiefe ist er von anderen entgegenzunehmen befugt? Im alten Griechenland schon hatten Körpertätigkeiten wie Stehen, Gehen oder Sitzen Bedeutungen, die sich aus der antiken Kosmologie ergaben und erst im Italien der frühen Neuzeit, so Peter Burke in diesem Band, beginnt das psychologisierende Interesse an der Sprache der Gesten. Aus dieser Zeit stamme wohl das Stereotyp des „gestikulierenden“ Italiener gegenüber dem zurückhaltenden Nordeuropäer. Psychologie, das Interesse am Inneren und an Tiefe, so mag man schließen, ist Produkt einer

Moderne, die kosmologische und andere Weltdeutungen verabschiedete.

Daran schließt sich, belegt mit Bildern, eine Analyse von Spicer über den Ellbogen in der Renaissance an – ein gewiß vernachlässigter Körperteil. Schon Leonardo wußte, daß die Absicht des Geistes nicht künstlerisch abzubilden sei, das Innere stellt sich nicht direkt äußerlich dar – deshalb mußte eine Formensprache ausgebildet werden, deren Verständnis sich erschließt, wenn man die Kunstwerke nicht mit dem modernen Blick als Photographien anschaut, sondern als narrative Szenen. Das wird hier am Ellbogen vorgeführt. Dem psychotherapeutischen Leser fällt sofort das „szenische Verstehen“ ein, das hier über historische Ursprünge und ästhetische Vorläufer auf angenehme Weise belehrt wird.

DIE GESTE ZEIGT UNS GESELLSCHAFT

Der französische Historiker Jean-Claude Schmitt geht weiter noch in die Geschichte zurück; er muß den antiken Kontext wiederbeleben, weil im Mittelalter darauf ständig Bezug genommen wird. Hier schon, bei Cicero und Quintilian, findet sich der Gedanke von der Universalität der Gebärdensprache. Worte, so vertrat es Cicero, wirken nur auf diejenigen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehörten, die „actio“ hingegen gebe die Regungen der Seele nach außen weiter und könne so jedermann berühren. Wenn der Mensch dann in der mittelalterlichen Anthropologie bestimmt wird als Verbindung eines Körpers mit einer Seele, dann sind es Gesten, die gesellschaftliche Beziehungen knüpfen und die Seele aus dem Gefängnis des Körpers befreien. Denn so wurde das „Fleisch“ ja auch gesehen, als Quelle der Sünde und Verfehlung. Wenn die Regungen der Seele erkennbar werden, wirken sie auf andere ein und erheben sie zu Gott. Das erfordert beständige Körperkontrolle; die Darstellung der Reformbewegungen – Vorschriften zur rechten Haltung beim Gebet: auf den Knien? Wie werden die Hände gefaltet, aufrecht oder Finger neben Finger? - machen einen nicht geringen Teil von Schmitts Buch aus. In der Geste kommt so eine Vorstellungswelt zur Anschauung, die uns heute überraschen muß: Gesellschaft in horizontaler Verbindung und Theologie in vertikaler Verbindung, sozusagen im Zeichen des Kreuzes, miteinander zu versöhnen. Gesten bestätigen das Weltbild, das sich in ihnen dokumentiert.

Das Negativ dieses kosmogonisch harmonisierten Gesellschaftsbildes, das hier in der „Logik der Gesten“ analysiert wird, bildete die Inquisition, die bei Schmitt etwas zu kurz kommt. Handbücher zur Verhörstechnik der Inquisition können als Vorläufer der modernen Affektforschung betrachtet werden. Der vernehmende Richter wird belehrt, beim „peinlichen Verhör“ auf die Zeichen des Körpers wie Erröten oder Schwitzen der Hände zu achten, weil sich an ihnen die „Wahrheit“ zeige – und das heißt, ob einer lügt. Dieses Bemühen, den Körper und seine Ausdrucksformen als letzte Instanz gegenüber den Verstellungsmöglichkeiten der Sprache in Anspruch zu nehmen, zieht sich – nachdem man bemerkt hatte, daß selbst Authentizität als Pose vor dem Spiegel geübt werden kann – bis in die Diskussionen des 19., ja bin in unser Jahrhundert. Noch moderne talkshows mit provokativen Interview- und Fragetechniken versuchen den Körper zu einer Darstellung zu bringen, die die Person des Sprechers Lügen straft. Gegenüber dieser Pein und Peinlichkeit bleibt den meisten kaum etwas anderes, als den Interviewer der vollen Aufrichtigkeit zu versichern, was dessen Zweifel nur bestärkt. Produziert wird in solchen Konversationen kommunikative Abwehr mit psychologischer Tiefen-Illusion. Da das zweifellos auch Gesellschaft ist, gäbe es hier und in den talkshow-Kopien des Alltags für Sozialwissenschaftler und Psychotherapeuten ein Arbeitsfeld, das auch historisch vergleichend verfahren könnte.

Der Reichtum des Materials und der gebildeten Analysen in den beiden historischen Büchern kann hier nicht ausgebreitet werden. Kann man eine Brücke schlagen zu den klinischen Analysen von Feldman, etwa seinen Analysen der aufeinander gelegten Hände und dem Ursprung in der Gebetshaltung? Das mag im Einzelfall entschieden werden. Mich hat die Lektüre dieser Bücher über manches belehrt: Eine Affekt- und Ausdrucksforschung, die die Ursprünge körperlicher Darstellungen stets nur immer tiefer ins Individuum verlegen würde, müßte sich eine historisierende Relativierung gefallen lassen, deren methodische Konsequenz wäre, daß sie die psychologisierende Illusionsbildung nicht angemessen in den Blick nehmen könnte; gerade dazu wären die an Sozialität interessierten Forscher aber in der Lage. Sie sind ihrerseits bereit, wie die Beiträge bei McNeill zeigen, die Distanz zur Psychologie zu verringern und „Motive“ als

Analysekategorie, als „window to the mind“ gelten zu lassen.

Der Anschluß an sozialwissenschaftliche und historische Forschungen, die Verknüpfung mit klinischen Erfahrungen ist nicht leicht. Hier würde sich ein empirisches Arbeitsfeld für eine psychoanalytische Sozialpsychologie öffnen. Kürzlich sind in der Zeitschrift „Psyche“ Aufsätze erschienen, die die Annahme eines gesellschaftlichen Unbewußten nachhaltig destruieren. Der resignierte Schluß schien, das Spiel einer psychoanalytischen Sozialpsychologie aufzugeben. Doch!, möchte man jetzt ausrufen, hier können die historischen, interaktionstheoretischen und psychologischen Karten neu gemischt werden. Empirische Forschung und Arbeit an Details ist möglich, wenn man sich von großtheoretischen Entwürfen und den mit ihnen verbundenen Vorurteilen lösen kann. Dann werden sich empirisch aufregende Dinge finden und theoretisch auf eine neue und interessante Weise verknüpfen lassen.

Gesten haben – was die psychotherapeutische Affektforschung übersieht – nicht nur einen interaktiven Kontext (die andere Person), sondern auch einen kulturellen Kontext, worin Traditionen die Bedeutung der Geste festlegen.